

Perlenfischen

Von Roger von Wartburg

Perle 1: «Schöne neue Sprachwelt»

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Prof. Konrad Paul Liessmann

Wann: 20. Juli 2016



«Heute muss alles leicht gehen. Sich anzustrengen, ist verpönt, noch verpönter ist es, jemandem eine Anstrengung abzuverlangen. Bis zu 40 Prozent der Erwachsenen, so lesen wir, sind des Lesens und Schreibens so entwöhnt, dass sie normalen schriftlichen Kommunikationen nicht mehr folgen können. Zwar sollten diese Menschen in der Schule einmal die grundlegenden Kulturtechniken erworben haben, aber wer diese nicht ständig nützt, verliert offenbar diese Fähigkeiten wieder. Nun könnte man versuchen, davon Betroffene wieder an die Sprache, an anspruchsvollere Texte, an Bücher heranzuführen – aber das wäre für alle Beteiligten viel zu anstrengend. Einfacher ist es, alles zu vereinfachen. Da kommt das für geistig Behinderte und sprachunkundige Migranten entwickelte Konzept der «Leichten Sprache» gerade recht. Was aber soll man unter «Leichter Sprache» verstehen? Die Duden-Redaktion legte soeben ein Handbuch «Leichte Sprache» vor, das die theoretischen Grundlagen und die Orientierung für die Praxis liefern soll. Unter Aufbietung aller Raffinements, die der Jargon der Soziolinguistik bietet – also in ziemlich schwerer Sprache –, wird die These propagiert, dass Leichte Sprache eine Varietät der deutschen Sprache unter vielen sei, irgendwo angesiedelt zwischen Dialekten, Fachsprachen, Jugendsprachen und Xenolekten. Diese These mutet einigermaßen kühn an, handelt es sich bei Leichter Sprache doch um ein reines Kunstprodukt, das vom Netzwerk Leichte Sprache entwickelt wurde. Leichte Sprache ist dann auch im Wesentlichen durch einen Katalog von Verboten charakterisiert. Nicht erlaubt sind unter anderem Nebensätze, zusammengesetzte Hauptwörter, Passivkonstruktionen, Zeitenfolgen, Jahreszahlen, Metaphern, der Konjunktiv und der Genitiv. Schöne neue Sprachwelt. Zahlreiche Behörden sind mittlerweile verpflichtet, ihre Verlautbarungen auch in Leichter Sprache zu veröffentlichen, einige gehen dazu über, alle Bürger nur noch in Leichter Sprache zu informie-

ren, um die Stigmatisierung von Menschen, die auf Leichte Sprache angewiesen sind, zu verhindern. Übersetzungsbüros schiessen aus dem Boden, die Nachfrage ist gross, das Geschäft mit der Vereinfachung läuft bestens. Und bevor noch die erste zögerliche Kritik an dem Unterfangen geäussert werden kann, hat sich dieses dagegen auch schon immunisiert: Wer Vorbehalte anmeldet, hänge wohl einem reaktionären Bildungsideal an, vertrete kulturpessimistische Positionen und wolle Menschen, die Schwierigkeiten mit einer komplexen Sprache hätten, diskriminieren. Sprache, so suggerieren es diese Konzepte, diene nur der Übermittlung simpler Informationen. Wenn man alles Notwendige wie Formulare, Parteiprogramme und Wahlaufrufe gleich in Leichter Sprache verfasse und alles Unnötige wie Goethes «Faust», die Bibel und Thomas Manns «Zauberberg» in Leichte Sprache «übersetze», sei niemand mehr von den Segnungen der Politik und Kultur ausgeschlossen. «Übersetzen» ist hier aber ein gefährlicher Euphemismus. Denn es handelt sich nicht darum, einen Text mit all seinen Nuancen und Bedeutungsebenen von einer in eine andere Sprache zu übertragen, sondern um den Versuch einer radikalen Reduktion, Verflachung und Vereinfachung. Leichte Sprache ist seichte Sprache. Dass in und mit Sprache gedacht und argumentiert, abgewogen und nuanciert, differenziert und artikuliert wird, dass es so etwas wie Rhythmus, Stil, Schönheit und Komplexität als Sinn- und Bedeutungsträger in einer Sprache gibt, wird schlicht unterschlagen oder als verzichtbares Privileg von Bildungseliten denunziert. Dieselben besorgten Menschen, die sich darüber beklagen, dass die Populisten alles vereinfachten, in den sozialen Medien nur noch primitive Zustimmungs- oder Ablehnungsvokabeln verwendet würden und dem Volk deshalb nicht mehr zu trauen sei, fördern durch die Propagierung der Leichten Sprache ebendiese Entwicklung. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.»

Perlenfischen

Von Roger von Wartburg

Perle 2: «Schluss mit dem finnischen Eiapopeia in der Schule!»

Wo: Die Welt

Wer: Alan Posener

Wann: 8. Juli 2015



FOTOLIA

«Wir wissen, dass Lehrer und Lehrerinnen nicht nur Wissens-, sondern auch Wertevermittler sind; nicht nur Unterrichtende, sondern auch Erziehende. Und was für die einzelne Lehrerin in der Klasse gilt, das gilt auch für die einzelne Schule, für verschiedene Schulformen und das Schulwesen insgesamt. Die Erfahrung zeigt, dass Unterricht und Erziehung, Wissen und Werte immer wieder miteinander in Konflikt geraten. Die lehrerzentrierte Paukschule ist erfolgreich bei der Wissensvermittlung; die schülerorientierte, demokratische Schule tut sich damit schwerer. Es gibt ausserdem einen «Trade-off» zwischen Wissensvermittlung und Persönlichkeitsbildung. Musik, Theater, Kunst, Werken und Sport, Schülerselbstverwaltung, Ausflüge und dergleichen sind entscheidend für die Persönlichkeitsbildung; die dafür vergebenen Stunden fehlen für die «harten» Lernfächer Fremdsprachen, Mathematik und Naturwissenschaften. Das ist zwar kein Nullsummenspiel: Wer im Werkunterricht etwa Geduld und Ausdauer geschult hat, kann das vielleicht auch auf das Pauken von Vokabeln anwenden. Aber im «Vielleicht» steckt das pädagogische Wagnis. Überdies ist der «heimliche Lehrplan» mindestens so wichtig für das Leben wie der offizielle. Man kann noch so viel über die

Demokratie und ihre Werte im Unterricht lernen: Wenn die Struktur der Schule oder der Charakter der Lehrer beweisen, dass Duckmäusertum belohnt, Mut aber sanktioniert wird, so bleibt das im Unterricht Gelernte toter Buchstabe. Umgekehrt gilt aber auch: Wenn Freiheit in Chaos ausartet und die Erziehenden sich scheuen, schlechtes Benehmen zu ahnden, so lehrt die Schule auf diese Weise Demokratieverachtung. Und schliesslich passt nicht jede Schule für jeden Schüler. [...] Die Reformschule erwies sich als Segen für begabte bürgerliche Schüler, denen das Lernen leicht fiel, die aber an der stickigen Atmosphäre wilhelminischer Lehranstalten litten. Als aber in den

70er-Jahren Elemente der Reformpädagogik in die allgemeinen Schulen einzogen, vermissten viele Schüler aus «bildungsfernen» Familien den festen Rahmen, der ihnen Halt gab. Ideologen verneinen diese Widersprüche. Anhänger der schülerorientierten Pädagogik [...] meinen, ein nicht autoritäres, demokratisches Lernumfeld, das die Lust am Lernen fördere und die Differenz im Leistungsniveau nicht als Lernhindernis, sondern als Chance begreife, sei effektiv.

Wenn die Struktur der Schule oder der Charakter der Lehrer beweisen, dass Duckmäusertum belohnt, Mut aber sanktioniert wird, so bleibt das im Unterricht Gelernte toter Buchstabe.

ver als die Auslese- und Druckmittel der «schwarzen Pädagogik». Kritiker [...] meinen, auch das Pauken von Lateinvokabeln oder Chemieformeln bilde den Charakter. Disziplin sei der Schlüssel zum Lernen, Lernen der Schlüssel zum Erfolg. Für beide Positionen lieferten die Pisa-Ergebnisse

Anfang des Jahrtausends Belege. Die Kritiker der Gesamtschule und der Reformpädagogik wiesen darauf hin, dass innerhalb Deutschlands die Länder, die das herkömmliche System beibehalten hatten und auf Fleiss, Disziplin und Ordnung setzten, bei der Lesekompetenz und der mathematischen Bildung bessere Ergebnisse erzielten als jene Länder, die [...] auf Reformen gesetzt hatten. [...] Die in die Defensive geratenen Anhänger der «Kuschelpädagogik» verwiesen ihrerseits auf Finnland. Dort gab es Gesamtschulen und gemeinsames Lernen. Vergleichende Leistungskontrollen waren ebenso verpönt wie Frontalunterricht und Pauken – und Finnland hatte alle anderen Länder Europas bei den Pisa-Tests hinter sich gelassen. Man müsse Gesamtschule und Reformpädagogik also nur richtig machen, nämlich konsequent, und nur ausreichend finanzieren, dann würden sie auch gute Lernergebnisse bringen, und zwar bessere als das herkömmliche System. Man glaubte das, weil man es glauben wollte, und weil es evident erschien. Die Evidenz der guten Pisa-Ergebnisse aus Bayern, Baden-Württemberg oder Sachsen nahm man nicht zur Kenntnis, weil man es nicht glauben

Pisa misst nicht unbedingt das, was für eine Gesellschaft wichtig ist.

wollte. Nun hat sich dieser Glaube als Illusion erwiesen. Seit Jahren rutscht Finnland bei den Pisa-Ergebnissen ab. Eine neue Studie kommt zum Ergebnis, dass die guten Ergebnisse Finlands Anfang des Jahrtausends vor allem den gesellschaftlichen Verhältnissen und dem Schulsystem in den Jahren vor Einführung jener Reformen geschuldet waren, die [...] von [...] Pädagogen hierzulande so bewundert wurden. Finnland sei eine homogene, stark bäuerlich geprägte [...] Gesellschaft gewesen, in der Lehrer besondere Achtung genossen und einen durchaus autoritären Bildungsstil gepflegt hätten. In dem Masse, wie Finnland sich modernisiert habe und die [...] durchgeführten Bildungsreformen gegriffen hätten, so der Bildungswissenschaftler Gabriel Heller Sahlgren, sei auch die Leistung der finnischen Schüler gesunken. Konservative Ideologen, die sich durch diese Studie bestätigt fühlen dürfen, sollten sie allerdings zu Ende lesen. Sahlgren rät nämlich zur Vorsicht: Mit Rekurs auf Sigmund Freuds Schrift über das «Unbehagen in der Kultur» meint er, dass ein autoritärer Erziehungsstil dieses Unbehagen vermutlich steigere. Tatsächlich geht der Rückgang der Leistung finnischer Schüler mit einem verbesserten Schulklima einher. Sahlgren verweist auch auf Studien, die einen kooperativen Unterrichtsstil mit einem verbesserten Human- und Sozialkapital in Verbindung bringen. Mit anderen Worten: Pisa misst nicht unbedingt das, was für eine



FOTOLIA

Gesellschaft wichtig ist. Das wiederum ist eine politische Frage. Die Vereinigten Staaten von Amerika entschieden sich für die Gesamtschule als Regelschule und gegen das englische Modell des gegliederten Schulwesens, weil die Gleichheit wichtiger war als die Leistung. Bis heute bleiben die öffentlichen amerikanischen Schulen – auch – deshalb akademisch gegenüber deutschen Gymnasien zurück [...]. Die Frage also, was im öffentlichen und heimlichen Lehrplan gelernt werden soll und gelernt wird, muss nach wie vor gestellt werden. Einiges spricht dafür, dass wir in Deutschland nach wie vor zu wenig auf die Entwicklung von Persönlichkeiten, Charakteren und Fähigkeiten und zu sehr auf das Vermitteln von Wissen setzen [...]. Kritiker der Pisa-Studie – von links und rechts – hatten das schon vor zehn Jahren moniert. Wie man sich auch immer entschei-

Das Beispiel Finnland zeigt, dass jede Entscheidung auch ihren Preis hat. Man kann nicht, wie das englische Sprichwort sagt, seinen Kuchen zugleich besitzen und aufessen wollen.

det: Das Beispiel Finnland zeigt, dass jede Entscheidung auch ihren Preis hat. Man kann nicht, wie das englische Sprichwort sagt, seinen Kuchen zugleich besitzen und aufessen wollen. Wissen und Werte, Erziehung und Unterricht, Gleichheit und Exzellenz, akademisches, emotionales, soziales und praktisches Lernen stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander, das nicht einfach mit Hinweis auf ein nordisches Eiopopeia aufzulösen ist. Gut so. Jetzt kann die Diskussion ernsthafter werden.»

Perlenfischen

Perle 3: «Vielzüngig oder scharfzüngig?»

Wo: Journal 21

Wer: Prof. Carl Bossard

Wann: 22. Juli 2016

«Englisch ist zur modernen Lingua franca geworden. Wer in der wirtschaftlich globalisierten Welt modernitätsfähig sein will, braucht darum als zwingende Bedingung eine fremdsprachliche Qualifikation. In der Schweiz gehört dazu die Kenntnis einer zweiten Landessprache. Mindestens doppelsprachig müssen die Kinder sein. Da sind sich fast alle einig. Darüber hinaus aber zerbricht der Konsens. Wann soll mit dem Fremdsprachenlernen begonnen werden? Wie viele Sprachen sind schulisch schwächeren Primarschulkindern zumutbar? Und wie steht es um die Kenntnisse in der Hochsprache Deutsch – für viele ja auch eine Art Fremdsprache? Frühfranzösisch lässt sich nicht isoliert betrachten. Zu viele Positionen stehen sich diametral gegenüber. Zwei Fremdsprachen bereits in der Primarschule, sagen die Kosmopoliten und Modernisierer, jene mit dem idealistisch hohen Bildungsanspruch für alle. Die pädagogische Erfahrung hält dagegen: Mit zwei Fremdsprachen sind viele Kinder – vor allem auch solche mit Migrationshintergrund – überfordert. So argumentieren viele Lehrerinnen und Lehrer und verweisen auf die Fülle der Fächer und die Heterogenität heutiger Klassen, das begrenzte Zeitbudget und die fehlenden Übungsphasen. Gleichzeitig beklagen sie den Sprachverlust in der Muttersprache. Ohne zweite Landessprache bereits in der Primarschule geht es nicht, sagen die offizielle Schulpolitik und der Lehrplan 21. Doch nicht alle Kantone ziehen mit. Nun droht Bundesrat Alain Berset mit Intervention und gesetzlichem Zwang. Denn ohne Frühfranzösisch bröckelt der eidgenössische Konsens und zerbreche die mehrsprachige Schweiz: Frühfranzösisch als kulturpolitisch-nationale Kohäsionsfrage. Fremdsprachenunterricht in der Volksschule war lange Zeit eine Domäne der Sekundarstufe [...]. Die Primarschule beschränkte sich auf die Kernfächer Deutsch und Mathematik, Heimatkunde mit Geschichte und Geographie sowie die musisch-kreativen Fächer; dazu kamen Sport und Religionsunterricht. Schweizer Schulkinder müssen möglichst früh eine andere Landessprache lernen. Diese Idee verfolgte die [...] EDK mit ihrem Projekt «Reform und Vorrerschiebung des Fremdsprachenunterrichts». Bis in die 1990er-Jahre war Französischunterricht auf der Primarstufe in fast allen Kantonen Realität. Die Sprache sollte zum Kitt werden für den Zusammenhalt der föderalen Schweiz. 2000 überraschte der Zürcher Bildungsdirektor und Reformturbo Ernst Buschor mit dem Entscheid: English first. Frühenglisch vor Frühfranzösisch hiess seine Devise. Das «moderne Esperanto» war gefragt, und es lernt sich erst noch leicht, so seine Argumentation. Die Bedürfnisse der Gesellschaft und der Wirtschaft hatten Vorrang; sprachpolitische Befindlichkeiten rückten in den Hintergrund. Meh-



rere Kantone folgten Zürich; sie führten Englisch als erste Fremdsprache ein. Heute beginnen 14 Kantone mit Frühenglisch, die übrigen mit einer zweiten Landessprache. In 20 von 26 Kantonen wird die erste Fremdsprache spätestens ab dem dritten, die zweite ab dem fünften Schuljahr unterrichtet. Im Modell 3/5 liegt seit 2004 die Sprachstrategie der EDK begründet. Innerrhoden, der Aargau und Uri aber unterrichten in der Primarschule kein Französisch. Ab Sommer 2017 verlegt auch der Kanton Thurgau den Französischunterricht wieder auf die Oberstufe. In mehreren Kantonen verlangen Volksinitiativen für die Primarstufe die Redukti-

Was wichtig ist, muss richtig getan werden. Hier beginnt der Streit. Über den richtigen Zeitpunkt und die Intensität scheiden sich die Geister.

on auf eine Fremdsprache. Wie hältst du's mit den Landessprachen? Fast eine Gretchenfrage. Sie erhitzt die Gemüter. Doch die Alternative Französisch oder Englisch ist so verquer wie die Frage, ob die Schule lesen oder rechnen lehren müsse. Beides ist wichtig – sowohl Englisch wie eine zweite Landessprache –, und was wichtig ist, muss richtig getan werden. Hier beginnt der Streit. Über den richtigen Zeitpunkt

und die Intensität scheiden sich die Geister – und über die Frage, ob eine zweite Fremdsprache für alle Kinder obligatorisch sein müsse. Lange Zeit galt der Grundsatz als unbestritten: je früher, desto besser. Davon war man an den Schweizer Primarschulen überzeugt. Das ist nicht prinzipiell falsch. Fraglos lernen Kinder vieles leichter und schneller als Adoleszente und Erwachsene. Das zeigt sich bei Jugendlichen, die zweisprachig aufwachsen. Sprach-Switchen ist für sie kein Problem. Sie tauchen ja in die Sprache ein. Immersion heißt das magische Wort. [...] Wie ganz anders verhält sich die Situation im Klassenverband mit bloss zwei, vielleicht drei Einzellektionen pro Woche. Eine repräsentative Studie von 2016 in der Zentralschweiz schockiert. Nur jeder

Eine repräsentative Studie von 2016 in der Zentralschweiz schockiert. Nur jeder 30. Achtklässler spricht lehrplangerecht Französisch, nicht einmal jeder zehnte erreicht die Ziele im Hörverstehen.

30. Achtklässler spricht lehrplangerecht Französisch, nicht einmal jeder zehnte erreicht die Ziele im Hörverstehen. Etwa besser, aber immer noch unbefriedigend, sehen die Resultate beim Lesen und Schreiben aus. Untersucht wurden 3700 Schüler der 6. und 8. Klasse. Nicht zufriedenstellend, wenn auch leicht günstiger, sehen die Ergebnisse im Kanton Zug aus. Hier haben die Schüler bis zum achten Unterrichtsjahr insgesamt zwei Wochenlektionen mehr Französisch als in Nachbarkantonen. Und doch erreicht eine deutliche Mehrheit der Zuger Schülerinnen und Schüler die Lehrplanziele nicht. Leider hat das Institut für Mehrsprachigkeit [...] der Universität Freiburg [...] die Auswirkungen von zwei Fremdsprachen auf das Fach Deutsch nicht untersuchen können. Das aber wäre entscheidend. Die wenigsten wachsen bilingual auf. Darum ist eine gute Lese- und Schreibkompetenz in der Erstsprache grundlegend fürs Fremdsprachenlernen. Zu dieser Einsicht gelangt [...] Simone Pfenniger [...] in ihrer vielbeachteten Langzeitstudie zum Frühenglisch. Wer eine Sprache wirklich lernt [...] will, der

Darum, so Pfenningers Kurzfazit, lernt besser Englisch, wer gute Deutschkenntnisse hat. Das gilt sicher auch fürs Französisch.

muss sie von ihrer Struktur her begreifen, er muss eine «innere Grammatik» mitbringen. Darum, so Pfenningers Kurzfazit, lernt besser Englisch, wer gute Deutschkenntnisse hat. Das gilt sicher auch fürs Französisch. Eine präzise Kenntnis der Muttersprache ist zwingend. Und hier hapert es. Wer ins Fach Deutsch zoomt, stellt bedenkliche Lücken fest. Auf allen Stufen. Selbst bei Hochschulabsolventen ortet man Symptome sprachlicher Verwahrlosung. Wie anders ist es denn zu erklären, dass 15 Prozent der 15-jährigen Schweizer Schülerinnen und Schüler die Schule als Analphabeten ver-

lassen? Oder dass in Zürich die Hälfte der Polizeianwärter beim Deutschttest durchfällt? Auch der ehemalige ETHZ-Rektor Lino Guzzella konstatierte bei seinen Studierenden sprachliche Defizite. Seltsam: Kaum ein Bildungsdirektor kümmert sich um die Muttersprache. Wie wenn sie Nebensache wäre [...]. Im Gegenteil: Die EDK fixiert sich auf zwei Fremdsprachen in der Primarschule – mit einer Obsession, als wäre die ganze Schule damit gerettet und alles im Lot. Dabei müssten junge Menschen zuerst klarzüngig sein und

Die EDK fixiert sich auf zwei Fremdsprachen in der Primarschule – mit einer Obsession, als wäre die ganze Schule damit gerettet und alles im Lot.

scharfzüngig, wie es [...] Ludwig Hasler ausdrückt. [...] Denken vollzieht sich sprachlich. Sprachliches Können aber ist weder geheimnisvoll, noch fällt es vom Himmel. Sprechen und Schreiben sind ein Handwerk, und sie wollen wie jedes Handwerk gelernt sein – und intensiv trainiert. Das braucht Zeit und Raum und wäre das schulische Postulat der Stunde, konzentriert und intensiv das didaktische Gebot. Alles ist bekanntlich der Feind von etwas. Vielleicht machen es die Appenzell Innerrhödler vor: Sie verlegten den Französischunterricht auf die Sekundarstufe – und unterrichten hier mit hoher Kadenz: fünf Lektionen im ersten Jahr und je vier in der zweiten und dritten Klasse. «Das Modell hat sich bewährt», sagt der kantonale Bildungsdirektor und fügt bei: «Unsere Jugendlichen erreichen zweifellos die Sprachkompetenzen, wie sie das Sprachengesetz für das Ende der

*«Unsere Jugendlichen erreichen zweifellos die Sprachkompetenzen, wie sie das Sprachengesetz für das Ende der obligatorischen Schulzeit verlangt.»
(Bildungsdirektor AI)*

obligatorischen Schulzeit verlangt.» Entscheidend ist das gemeinsame Ziel, nicht der einheitliche Weg. Mit diesem Modell bleibt in der Primarschule zudem mehr Zeit fürs Kernfach Muttersprache. Wer scharfzüngig ist und gut Deutsch kann, wird leichter vielzüngig und damit mehrsprachig. Vielleicht etwas gar einfach. Doch im Einfachen liegt ein Stücklein Wahrheit.»

Perlenfischen

Perle 4: «Macht uns Google dumm?»

Wo: Frankfurter Allgemeine Zeitung

Wer: Adrian Lobe

Wann: 23. Juli 2016

«Im Sommer 2010 wollte ein schwedisches Ehepaar mit dem Auto von Venedig auf die Urlaubsinsel Capri fahren. Doch als sie den Namen in ihr Navigationsgerät eingaben, unterlief den Reisenden ein Tippfehler. Sie landeten nicht am Golf von Neapel, sondern 660 Kilometer weiter nördlich in der von Touristen eher selten frequentierten Industriestadt Capri. Dass Capri eine Insel ist und sie mit der Fähre hätten übersetzen müssen, war den Urlaubern offenbar gar nicht aufgefallen. Ein Buchstabendreher, und die Odyssee war programmiert. Wir verlassen uns heute blind auf die Technik. Navi ein, Hirn aus. Das kann zuweilen fatale Folgen haben. David Brooks, ein [...] Kolumnist der «New York Times», schrieb schon vor knapp zehn Jahren in einem Meinungsbeitrag mit dem Titel «The Outsourced Brain» (Das ausgelagerte Gehirn): «Seit Anbeginn der Menschheit mussten sich Leute darum sorgen, wie sie von hier nach dort kommen. [...] Mein GPS-Gott befreite mich von dieser Fron.» [...] Die Erlösung von der Last, den eigenen Weg zu finden, bringt auch ihren Fluch mit sich. «Bis zu diesem Moment hatte ich geglaubt, der Zauber des Informationszeitalters bestehe darin, dass wir mehr wissen können», schreibt Brooks. Tatsächlich sei das Gegenteil der Fall: Das Informationszeitalter erlaubt



FOTOLIA

wie es richtig geschrieben wird, das erledigt die Funktion Autocomplete automatisch für einen. Tippt man etwa die Worte «Machines» und «Take» in Googles Suchschlitz, ergänzt die Autovervollständigung zu «machines take over the world» oder «machines take over jobs». Maschinen übernehmen die Welt und nehmen uns die Jobs weg – das entbehrt nicht einer gewissen Ironie, weil es ja eine Maschine oder – genauer gesagt – ein Algorithmus ist, der uns über die maschinelle Konkurrenz informiert. Wir müssen Maschinen befragen, was Maschinen mit uns Menschen machen werden. Was müssen wir überhaupt noch wissen, wenn Google als Gedankenprothese on demand zur Verfügung steht und kognitive Prozesse zumindest teilautomatisiert werden.

Der Internetkritiker Nicholas Carr hat in einem [...] Essay für die amerikanische Zeitschrift «The Atlantic» 2008 die Frage aufgeworfen, ob Google uns dumm mache. Carr stellt die These auf, dass das Internet eine gigantische Zerstreuungsmaschine sei, die den Menschen der Fähigkeit zum «deep reading», also zur gründlichen Lektüre, beraube. In mehreren Büchern [...] hat der Autor diese These weiter entfaltet. Für seine Kritik wurde er heftig gescholten [...]. Doch Carrs Bedenken sind nicht so leicht von der Hand zu weisen. Der

Das Informationszeitalter erlaubt uns, so wenig zu wissen wie noch nie. Wenn das Wissen der Welt jederzeit und überall abrufbar ist, wozu sich dann noch etwas merken?

Carr stellt die These auf, dass das Internet eine gigantische Zerstreuungsmaschine sei, die den Menschen der Fähigkeit zum «deep reading», also zur gründlichen Lektüre, beraube.

uns, so wenig zu wissen wie noch nie. Wenn das Wissen der Welt jederzeit und überall abrufbar ist, wozu sich dann noch etwas merken? Man öffnet eine Wikipedia-Seite und stösst auf eine Flut von Fakten. Oder man googelt einen Begriff oder den Namen einer Person. Dabei muss man nicht einmal mehr das ganze Wort eingeben oder wissen,

Psychologe Stefan Münzer führte vor ein paar Jahren ein interessantes Experiment durch: Er liess zwei Gruppen in einem Zoo spazieren gehen. Die eine Gruppe erhielt ein mobiles Navigationsgerät, die andere musste sich mit einer gedruckten Karte zurechtfinden. Die Forscher stoppten die Probanden auf dem Weg und stellten Fragen zu deren

räumlichem Verständnis. [...] Diejenigen, die mit einer Papierkarte unterwegs gewesen waren, kannten sich wesentlich besser aus als die Navi-Gesteuerten. Die digitale Gruppe nahm ihre Umwelt weniger bewusst wahr und hatte Schwierigkeiten, sich Wegmarken einzuprägen. Der Preis der Bequemlichkeit ist der Verlust räumlicher Orientierung. Kartenlesen ist – wie das von Taschenrechnern übernommene Kopfrechnen – eine Kulturtechnik. Jede Expedition begann früher mit dem Studium der Karten. Man kann den Verlust dieser Fähigkeit kulturpessimistisch als Verfall bewerten. Man kann aber auch nüchtern fragen: Wozu braucht es unhandliche Stadtpläne, wenn uns das Navi von A nach B lotst? Der Verlust wäre dann ungefähr so bedeutsam wie die Tatsache, dass heute kaum noch jemand ein Pferd satteln kann. Solange wir ankommen, kann es doch egal sein, ob wir unseren Orientierungssinn dafür an eine Maschine outsourcen. Doch darum geht es nicht. Und auch nicht darum, welche Implikationen die Technik auf unser Gehirn hat, weil wir gar nicht wissen, wie dieses überhaupt funktioniert. Es geht darum, was diese digitale Technologie mit uns als Menschen macht und welchen Ort die Technik

Es geht darum, was diese digitale Technologie mit uns als Menschen macht und welchen Ort die Technik uns zuweist.

uns zuweist. Carr beschreibt in seinem Buch, dass ein GPS-Gerät den Nutzer ins Zentrum der Karte setzt und die Welt um ihn kreisen lässt: «In dieser Miniaturparodie eines prä-kopernikanischen Universums können wir vorankommen, ohne zu wissen, wo wir sind, wo wir waren oder in welche Richtung wir gehen. Wir brauchen nur eine Adresse oder Kreuzung, den Namen des Gebäudes oder Geschäfts, um das Gerät die Berechnung anstellen zu lassen.» Die Technik vermittelt uns ein verzerrtes Weltbild. Man stelle sich vor, was passierte, sollte GPS manipuliert werden: Würde dann die Menschheit hilflos umherirren? Angenommen, man steigt in einer fremden Stadt in ein Taxi und schlaf auf der Rückbank ein. Der Taxifahrer lässt einen an einem unbekannten Ort heraus, und man merkt in schlaftrunkenem Zustand, dass man sein Ziel verfehlt hat. Was dann? Nach dem Weg fragen? Vielleicht ist niemand zur Stelle, oder man spricht eine fremde Sprache. Einen Stadtplan konsultieren? Den hat vermutlich kaum ein Zeitgenosse noch in der Tasche. Oder doch lieber das Navi im Handy bemühen und ein Uber-Taxi bestellen? Die meisten würden vermutlich für Letzteres optieren. Das Interessante daran ist, dass ein Roboter in dieser Situation genauso vorgehe. Wir sind uns des Umstands gar nicht bewusst, dass der Mensch immer maschinenähnlicher handelt. Aber genau das ist es, worauf Carr in seinem provokanten Artikel zielt. Denn die Technik macht uns selbst zu einer Koordinate in diesem System. Nicht die Geräte sind unsere «kognitiven Sklaven», wie David Brooks schreibt, sondern wir, die wir die daten-hungrige Industrie mit immer mehr Daten füttern. [...] Der Rechtswissenschaftler Tim Wu warf in einem Beitrag für

die Zeitschrift «New Yorker» die Frage auf, ob uns der technische Fortschritt mit seinen immer smarteren Geräten in

Nicht die Geräte sind unsere «kognitiven Sklaven», wie David Brooks schreibt, sondern wir, die wir die daten-hungrige Industrie mit immer mehr Daten füttern.

die richtige Richtung bewegt, so, wie wir es von der biologischen Evolution annehmen. Wu verwies auf das Beispiel der Oji-Cri-Indianer. Nachdem der Indianerstamm, der südlich der Hudson Bay [...] weitgehend isoliert lebte, infrastrukturell angeschlossen worden war und Trucks die Kanus ersetzten, stieg die Rate der Erkrankungen an Diabetes, Adipositas, Herz-Kreislauf-Störungen und Suchterkrankungen drastisch an. Das Problem der technologischen Evolution, schreibt Wu, sei, dass sie unserer Kontrolle unterliege und «wir leider nicht immer die besten Entscheidungen treffen». Während die biologische Evolution vom «survival of the fittest» getrieben werde, sei die technologische eine Selbst-Evolution, gesteuert von dem, was wir wollen – in marktwirtschaftlicher Terminologie: der Nachfrage. Das wirft die Frage auf, ob sich eine Gesellschaft bei allen technologischen Fortschritten zurückentwickeln kann, ob gewissermaßen eine Art Rückbau der Zivilisation stattfindet, angefangen mit Kulturtechniken wie Kartenlesen, Heuristik oder Recherche, weil Computer für uns Texte und Datenbanken durchforsten und uns Informationshäppchen servieren. Das ist zwar kommod, aber der erste Schritt in Richtung Unmündigkeit. Google macht uns zwar nicht dumm. Wir können mit weniger Wissen mehr Informationen erschliessen. Doch scheinen wir diese Informationen auf ihren Wahrheitsgehalt kaum zu überprüfen und als eine Art Gottgegebenheit zu akzeptieren. Das Wissen erscheint nur noch als fertiges Endprodukt [...] und nicht mehr als Erwerb. Nett verpackt, aber unter der Benutzeroberfläche ist eine Black Box. Dabei stellt die Suchmaschine die Realität nicht nur verzerrt dar, sondern konstruiert diese auch mit. [...] Wenn man der Technik blind vertraut, folgt man bald einem ebenso blinden Gehorsam gegenüber der Macht der Algorithmen. So wie das schwedische Ehepaar auf seiner Irrfahrt durch Italien. Nächste Ausfahrt Google.»



FOTOLIA